

# Hochfirstgerüste als „lebende Fossilien“?

Tilmann Marstaller

## Prolog: Ein ungewöhnlicher Befund und viele Fragen

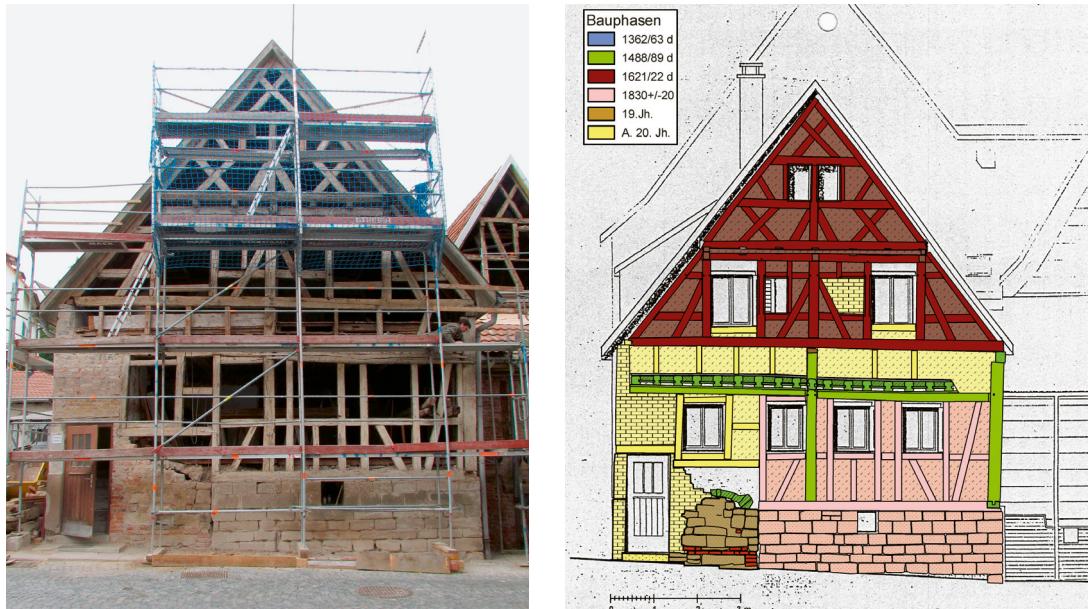
Im März 2011 erhielt der Verfasser einen Anruf von der Leiterin des Stadtmuseums Sindelfingen, Ilja Widmann: in der Hinteren Gasse 8 in Sindelfingen habe sie ein merkwürdiges Gebäude besichtigt, das wir uns unbedingt gemeinsam anschauen müssten. Besonders interessant sei dort eine mittelalterlich anmutende Balken-Bretter-Decke im vorderen Hausteil, die sich über die gesamte Gebäudebreite erstrecke (Abb. 1). Damit war die bauhistorische Neugierde bereits ausreichend geweckt. Die kurz darauf gemeinsam mit dem Eigentümer und zugleich Retter erfolgte Begehung des unauffälligen, eingeschossig-giebelständig an der Gasse errichteten Gebäudes förderte schnell eine Reihe an Hinweisen darauf zutage, dass wir es mit einem zwar stark umgebauten, jedoch äu-

ßerst altertümlichen Hochfirstständergerüst zu tun haben könnten.<sup>1</sup> So bildet die Oberseite der firstparallel angelegten Balken-Bretter-Decke, die etwa 40 cm unterhalb des Traufrähms von Geschossdeckenriegeln in den beiden vorderen Querbünden getragen wird, zugleich das Laufniveau eines in den Dachraum reichenden Trempel oder Kniegeschosses (Abb. 2). Es wird nach oben hin erst durch das Gebälk über einem nachträglich 1621/22 (d) eingefügtem, dreifach stehendem Stuhlgerüst begrenzt. Anders als bei den allermeisten der zahlreich vorhandenen spätmittelalterlichen Gebäuden in der Sindelfinger Altstadt handelte es sich hier also nicht um ein Sparrendachwerk mit geschlossenen Gespärren, sondern offenkundig um ein Rofendachwerk – beides Merkmale der regionaltypischen Wohnhäuser in Hochfirstgerüstbauweise. Der Verdacht auf ein sehr altes Hochfirstständergerüst erhärtete sich weiter im



1 Sindelfingen, Hintere Gasse 8, Blick in die Stube mit durchgängiger und in Teilen aus Lindenholz gefertigter Balken-Bretter-Decke von 1488/89 (d)

2 Sindelfingen, Hintere Gasse 8, südliche Giebelseite: Ansicht während des Umbaus (links), Bauphasenplan (rechts)



zweiten, von der Straße her gezählten Querbund. Dort fand sich in der Firstachse des Hauses der nur noch knapp über 50 cm lange Stumpf eines kräftigen, nachträglich oben wie unten abgeschnittenen eichenen Ständers vor (Abb. 3a). Sein Querschnitt von annähernd 30 × 30 cm erschien für den Stuhlständner eines solch klein dimensionierten Gebäudes als viel zu groß. An seiner Längsbundseite zeigte sich die Blattsasse eines in Richtung der Straße ansteigenden Kopfbandes, das als weiteres Indiz für die ehemalige Existenz eines First- oder Un-

terfirsträhms verstanden werden konnte. Völlig überzeugt war der Verfasser von der Richtigkeit der rasch ausgesprochenen Hypothese schließlich aufgrund von drei zusammenhängenden Bauteilen im dritten Querbund. Dabei handelt es sich um den Rest eines Bundsparrens, das Fragment eines in der späteren Kehlbalkenhöhe an den Sparren angeblatteten Horizontalholzes (Bundkehlriegel) sowie um ein senkrechtes, den Bundkehlriegel überblattendes und auch an den Bundsparren angeblattetes Eichenholz. Die drei Hölzer zusammen erge-

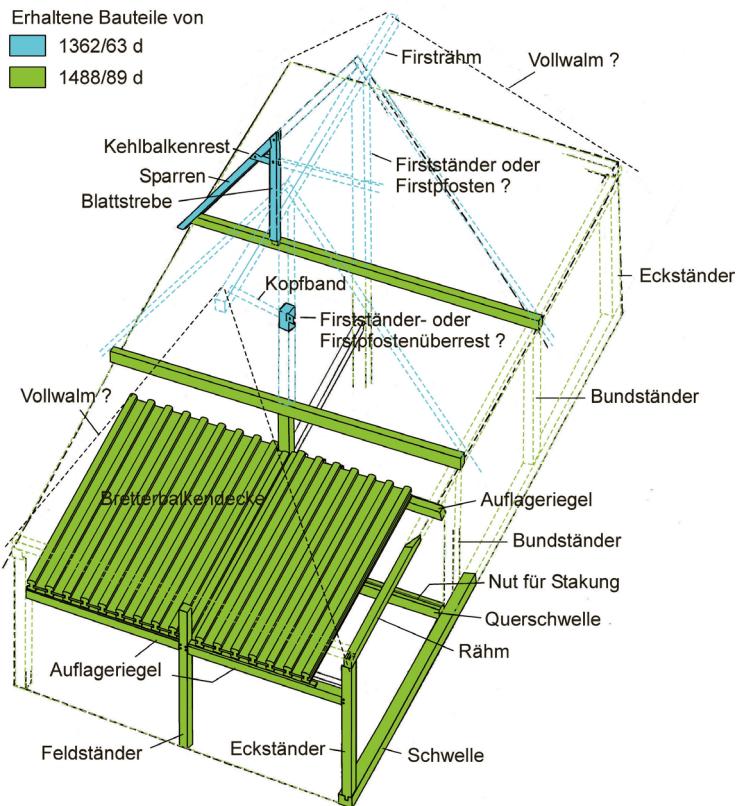
3 Sindelfingen, Hintere Gasse 8, bei der ersten Begehung des Hauses 2013 als in situ erhalten identifizierte und beprobte Teile des Hochfirstgerüsts von 1362/63 (d): Hochfirstständnerfragment im zweiten Querbund (links); „Triangel“ im dritten Querbund des Dachwerks (rechts)



ben die bei den ältesten Hochfirstgerüstbauten häufiger anzutreffende Halterung für Rofenunterzüge, die durch den dreieckigen Zwischenraum durchgeschoben und von den Bundkehlriegeln getragen wurden (Abb. 3b). Entsprechende „Triangel“-Befunde, wie sie Albrecht Bedal in Bezug auf Beispiele aus dem Elsass bezeichnet,<sup>2</sup> konnten in der Umgebung von Sindelfingen bei den Gebäuden Kirchstraße 20 in Gärtringen von 1378/79 (d) (Rofenunterzüge sind hier nicht belegt)<sup>3</sup> und Tübinger Straße 47 in Holzgerlingen von 1427/28 (d) (mit erhaltenen Rofenunterzügen)<sup>4</sup> dokumentiert werden.

Die dendrochronologische Datierung des „erkannten“ Gefüges durch Beprobung des Ständerrests im zweiten und des senkrechten Holzes im dritten Querbund (jeweils Eiche) ergaben in der Auswertung durch Jutta Hofmann (Jahrringlabor Hofmann & Reichle GbR in Nürtingen-Oberensingen) übereinstimmende Fälldaten im Winter 1362/63. Der Verfasser unterrichtete zeitnah Burghard Lohrum von dem Befund und dem hohen Alter der Konstruktion. Nachdem dieser sich das Gebäude kurz darauf selbst angeschaut hatte, kam man überein, dass es sich bei Hintere Gasse 8 um einen eingeschossigen Hochunterfirstständerbau handelte, dessen Grundriss in zwei Längs- und drei Querzonen unterteilt war und dessen Dachwerk an beiden Schmalseiten mutmaßlich einen Vollwalm besaß, der zur Aussteifung des Hausgerüsts beitrug (Abb. 4).

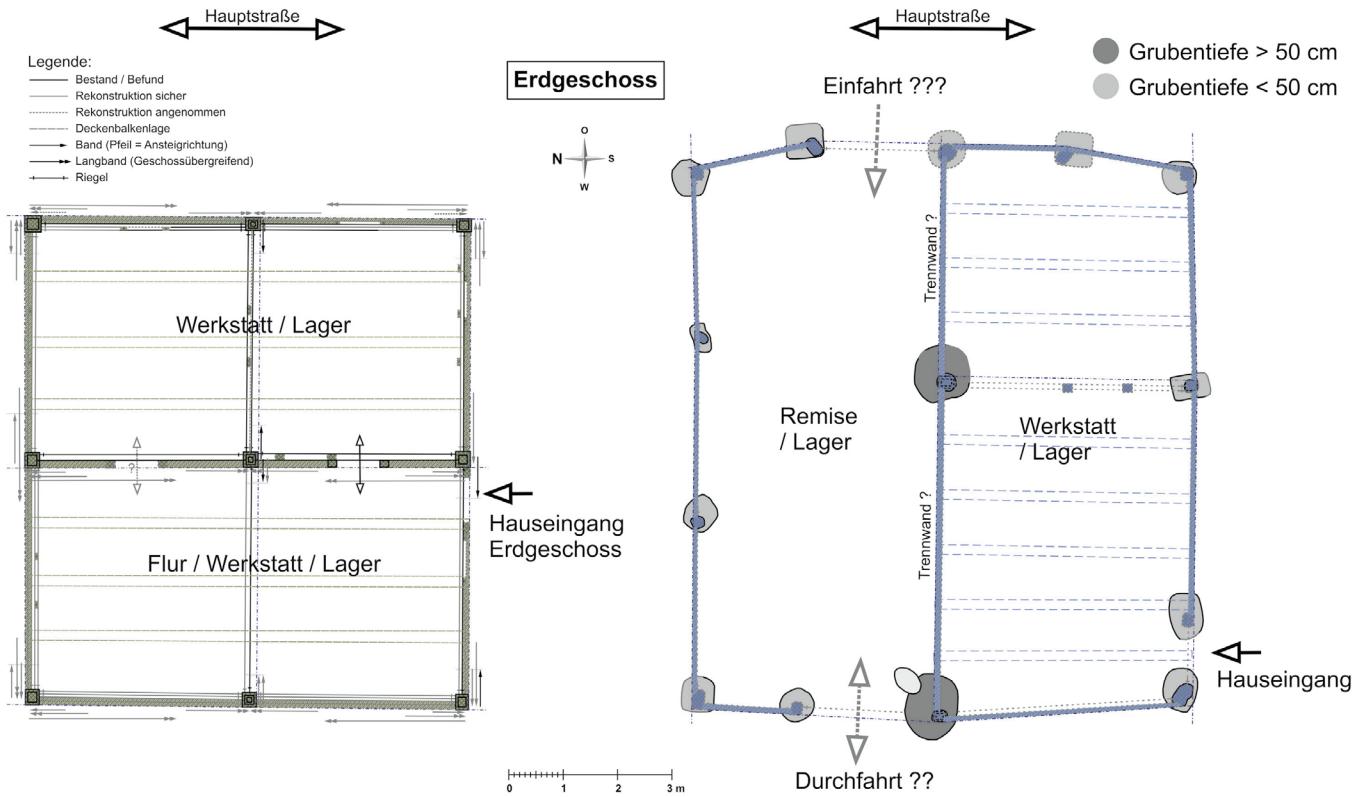
Das frühe Datum ist gerade für Sindelfingen von besonderem Interesse. Denn hier konnten nicht nur mehrere aufgehend erhaltene Hochfirstgerüstbauten entdeckt und bauhistorisch untersucht werden. Zudem wurden bei Grabungen 1968–1970 im Bereich der Oberen Vorstadt durch Barbara Scholkmann Reste mehrerer spätmittelalterlicher Pfostenbauten aufgedeckt, deren Pfostenstrukturen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit Hochfirstgerüstbauten mit zwei Längs- und vielleicht auch zwei Querzonen zuordnen lassen. Bereits in der Publikation der Grabungsbefunde wies Scholkmann auf die Grundrissverwandtschaft des ergrabenen Pfostenbaus „A III Haus 2“ (im Bereich Obere Vorstadt 9) mit dem 1974 unweit der Grabungsstelle entdeckten, zweigeschossigen Hochfirstgerüstbau Obere Vorstadt 33 von 1447/48 (d) hin (Abb. 5).<sup>5</sup> Noch größere Bedeutung besitzt der Grabungsbefund vor allem deshalb, weil sich aufgrund des Feuchtbodenmilieus im Bereich der Oberen Vorstadt Reste



der Eichenholzpfosten in den Pfostengruben erhalten hatten. Einer der Pfosten (FN 1260) wies sowohl ausreichend Jahrringe als auch noch die Splintgrenze auf, die auf 1370 (d) datiert werden konnte.<sup>6</sup> Da das Splintholz bei Eichen in der Regel zwischen 10 und 30 Jahrringe beträgt, ergibt sich rechnerisch, dass die verwendete Eiche im Zeitraum 1380–1400 geschlagen wurde. Damit entstand das Gebäude also frühestens (1 Probe!) zu dieser Zeit. Der Pfostenbau der Oberen Vorstadt war also rund eine Generation jünger als der 2011 neu entdeckte Bau in der Hinteren Gasse 8.

Aufgrund der Brisanz der Ergebnisse der Vorabuntersuchung in der Hinteren Gasse 8 begleitete der Verfasser den Umbau des Hauses auch im Laufe des weiteren Baufortschritts. So wurden im Zuge der weitgehenden Entkernung des nicht denkmalgeschützten Gebäudes zur Kontrolle der bislang vorliegenden Ergebnisse zusätzliche Dendroproben entnommen – mit dem ernüchternd-spannenden Ergebnis, dass sich die Befundlage komplexer darstellte, als ursprünglich gedacht. Denn die Untersuchung von Bauhölzern aus dem Traufgerüst und der Balkendecke über dem Erdgeschoss ergab einheitlich Fälldaten im Winter 1488/89 (siehe Abb. 4). Überraschend sind auch die verwendeten Holzarten, denn zumindest ein Teil der

<sup>4</sup> Sindelfingen, Hintere Gasse 8, isometrische Skizze der mittelalterlichen Kernkonstruktion mit Eintragung der datierten Gefügeteile. Ergeben vier Bauhölzer ein „Haus“?



5 Grundrissvergleich von erhaltenem Gebäude und Grabungsbefund: Sindelfingen, Obere Vorstadt 33 von 1448 (d) (nach Vorlage Burghard Lohrum) (links), Grabungsbefund Obere Vorstadt 9 aus der Zeit um 1390 +/-10 (d) (nach Vorlage Barbara Scholkmann) (rechts)

Balken der Balken-Bretter-Decke, ja selbst ein Bundständer, der im Erdgeschoss anstelle des abgesägten Firstständers im zweiten Querbund eingefügt wurde, besteht aus Lindenholz! Damit reduziert sich der „Originalbestand“ des mutmaßlichen Hochfirstgerüstbaus von 1362/63 (d) auf nur noch vier Hölzer. Und doch befinden sich diese mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit noch *in situ*. Um von einem „Gebäude“ von 1363 sprechen zu können, braucht es nun aber ein hohes Maß an Fantasie.<sup>7</sup>

Die Art und Weise des weitgehenden Neubaus des Traufgerüsts 1489 ist selbst schon wieder so außergewöhnlich, ja fast schon verstörend, dass auch er von hohem Interesse ist. Denn man hielt sich in keiner Weise an die zu dieser Zeit längst schon üblichen Gepflogenheiten und Errungenschaften im Holzgerüstbau: Weder in den Längs- noch in den Querbünden fanden sich – abgesehen von den Geschossdeckenriegeln – Spuren oder Reste zusätzlich wandunterteilender Riegel. Die Wände waren also geschoßhoch ausgefacht, wobei die Staken sowohl am oberen als auch am unteren Ende in keilförmige Nuten eingeführt waren. Damit aber nicht genug: noch irritierender ist

das Fehlen jeglicher Hinweise auf schräg verlaufende Aussteifungshölzer sowohl in den Längs- als auch in den Querbünden. Man kann sich dem Eindruck nicht erwehren, dass es bei der Erneuerung des Hauses 1489 mehr um die Wiederherstellung des Altzustandes ging. Keinesfalls aber handelt es sich um eine Modernisierung des Gebäudes. Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, warum der Verfasser den Befunden im Erdgeschoss zunächst auf den Leim gehen musste und dennoch im Dachwerk das Wesentliche entdecken konnte.

Bleibt die Frage, wie es 1489 zu dieser eigenartigen Erneuerung des Hauses unter Beibehaltung des Dachgerüsts kommen konnte. Hier lohnt der Blick auf die Baualterskarte des umfassend erhaltenen und untersuchten Gebäudebestandes in Sindelfingen. Denn obwohl für Sindelfingen keinerlei Stadtbrände oder sonstige Zerstörungsphasen überliefert sind, erscheint das Jahr 1400 noch immer wie eine bauhistorische „Schallmauer“,<sup>8</sup> die bislang nur von einem weiteren Gebäude durchbrochen wurde, nämlich Hintere Gasse 1 von 1392/93 (d). Die in stetig wachsender Zahl nachweisbaren „Neu“-Bauten vor allem ab der Zeit um 1420/1430 stehen gefügetechnisch ab-

solut auf der Höhe der Zeit und auch in ihren Dimensionen von bis zu drei Geschossen den sonstigen Bauten in den württembergischen Amtsstädten in nichts nach. Angesichts der Grabungsbefunde aus der Oberen Vorstadt drängt sich folglich die Überlegung auf, ob die Ursache für den auffälligen Zeitschnitt vielleicht in der geringeren Dauerhaftigkeit der vor Ort bis kurz vor 1400 nachweisbaren Bauweise mit eingegrabenen Pfosten zu suchen ist. Unter diesem Gesichtspunkt könnte das Gebäude Hintere Gasse 8 zu den „jüngsten“ Exemplaren aus der ersten Phase der 1263 gegründeten Stadt gehören, die möglicherweise in den meisten Fällen als Pfostenbauten entstanden sind und erst baufällig wurden in der zweiten Phase einer am Baubestand deutlich nachvollziehbaren, sukzessiven Erneuerung der Altstadtbebauung ab 1420/1430, sodass eine Sanierung im Bestand nur noch in Einzelfällen möglich war. Aufgrund von Größe und Volumen des Gebäudes liegt auf der Hand, dass es sich um die Wohnbehausung eines Bürgers der sozialen Unterschicht handelte, sodass die Ursache für die höchst eigenwillige Erneuerung von Hintere Gasse 8 mutmaßlich in den finanziellen Möglichkeiten des Bauherrn zu suchen ist.

Damit ist der Blick auf eine Reihe von Fragen gelenkt, die sich speziell am Beispiel der Sindelfinger Befunde aufdrängen, architekturenschichtlich jedoch insgesamt von Bedeutung erscheinen: War der architektonische „Umbruch“ von Bauten mit Pfostengründungen hin zu jenen mit Steinsockel, Schwellmauer- oder Schwellholzgründung überhaupt so epochal wie bislang angenommen? Haben wir es mit einem fließenden Übergang mit großen regionalen Unterschieden und eigenständigen Entwicklungen zu tun? Ist die Frage des „Umbruchs“ möglicherweise falsch gestellt und viel zu sehr in eine typologische Richtung gedrängt? Gibt es für Bauten mit Pfostengründungen auch andere Erklärungsmodelle, die sich gerade an den Hochfirstgerüstbauten vielleicht noch nachvollziehen lassen? Ist es möglich, dass sich unter den erhaltenen Hochfirstgerüstbauten Beispiele vorfinden, deren Gründung mit eingegrabenen Pfosten erfolgte? Oder überspitzt formuliert: Sind die wenigen erhaltenen Hochfirstgerüstbauten im übertragenen Sinne „lebende Fossilien“?

Ein erster Blick auf die bekannten Beispiele aus dem mittleren Neckarraum gibt zu erkennen, dass nur bei einzelnen der erhaltenen Hoch-

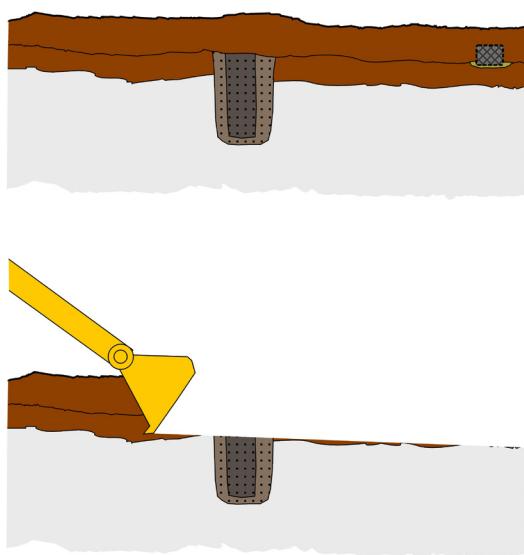
firstgerüstbauten die ursprüngliche Gründungssituation erhalten blieb oder die ursprüngliche Ausformung ihrer „Fußzone“ eindeutig nachvollziehbar ist bzw. war. Die Frage lässt sich folglich zum gegenwärtigen Stand der Forschung weder adäquat erörtern, noch eindeutig in die eine oder andere Richtung beantworten. Oder ist etwa der hohe Anteil an Beispielen, bei denen die Sockel- oder Schwellenzone erneuert wurde, ein Indikator dafür, dass diese Bauten mit Pfostengründung errichtet und nachträglich „trockengestellt“ wurden? So erhält eine vermeintlich banale Frage neue Brisanz: Wozu eigentlich sind Pfostengründungen gut?

## Pfostengründungen: ein bauhistorischer Exkurs in die Archäologie

Zu den häufigsten Befunden bei Siedlungsgrabungen gehören tendenziell kreisrunde oder runde, seltener rechteckige Gruben unterschiedlicher Tiefe und Durchmesser, die sich zumeist nur durch die Beschaffenheit, Zusammensetzung, Farbe und Beifunde des Verfüllungsmaterials von dem umgebenden Bodenmaterial unterscheiden und sich dadurch beim „Putzen“ der Schnittoberflächen oder Profile zu erkennen geben.

Von großer Bedeutung für die Interpretation der vorgefundenen Spuren ist dabei einerseits, dass der archäologische Befund in den allerwenigsten Fällen die topografische Realität zur Zeit der Grubeneintiefung widerspiegelt. So finden sich vermutlich die meisten der ehemaligen ländlichen Siedlungen (Wüstungen) heute unter landwirtschaftlich genutzten Flächen und sind dementsprechend einer Zerstörung durch Pflug und/oder die natürliche Erosion unterworfen. In stark besiedelten Dorfkernen oder Stadtarealen fanden nicht selten topografische Eingriffe mit Abplanierung älterer Schichtzustände statt, welche von der ursprünglichen Tiefe der Pfostengruben bis zum Zeitpunkt ihrer Dokumentation nur einen Bruchteil übrigließen. Andererseits kommen auch grabungstechnisch bedingte Einschränkungen hinzu: Bei archäologischen Untersuchungen auf freiem Feld, vor allem bei Notgrabungen, wird die Humusauflage in aller Regel so tief abgeschoben, bis sich die Befunde deutlich zeigen (Abb. 6).<sup>9</sup> So ist davon auszugehen,

**6** Grabungstechnisch eingeschränkter Überlieferungsgrad archäologischer Befunde durch Einsatz des Baggers zur Abnahme des Humushorizonts im schematischen Profilschnitt: potentiell überliefelter Befund (oben); nach Abnahme der Humusschicht (unten)



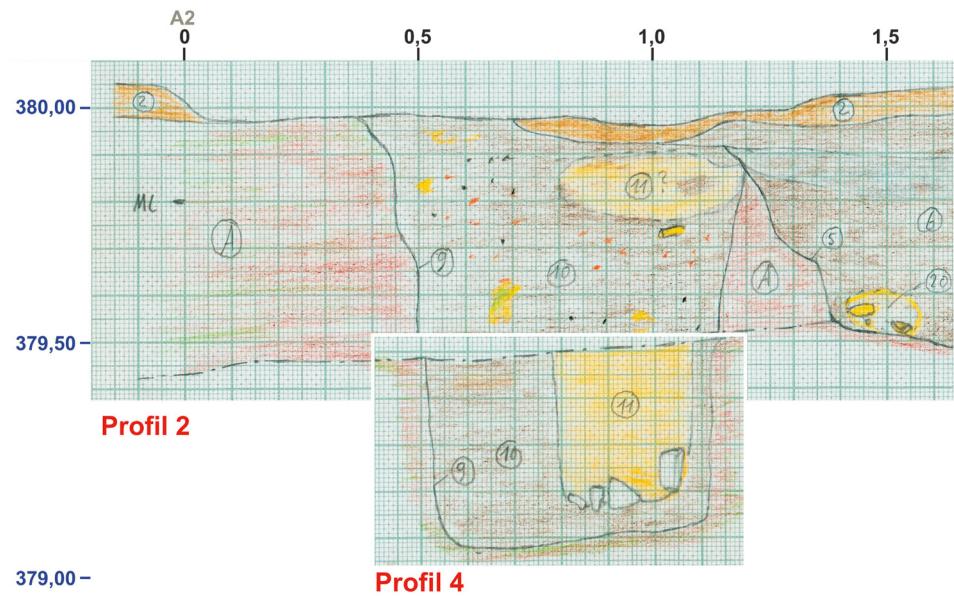
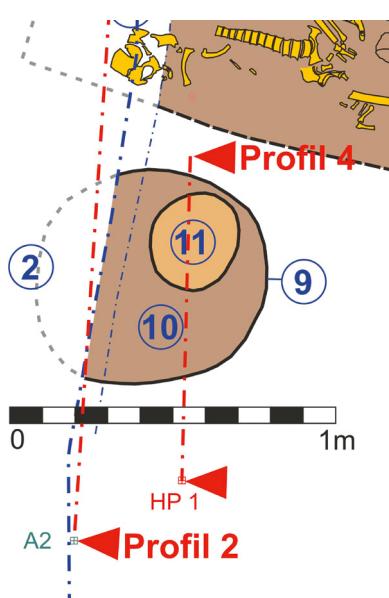
**7** Pfostengrube im archäologischen Befund am Beispiel Entringen, Kirchstraße 9 (ehem. Zehntscheuer). Grundriss und Profilschnitt durch Pfostengrube mit „Standspur“ um die Mitte des 7. Jh.

dass die erhaltene Tiefe der Pfostengruben nicht selten durch die Grabungstechnik weiter reduziert wird.

Unbestritten ist, dass die Pfostengruben von der damaligen Geländeoberkante aus eingetieft wurden – abgesehen vielleicht von den Pfosten in Grubenhäusern oder bei Bauten, die in abschüssigem Gelände errichtet wurden. So erreichten vor allem die Gruben kräftig dimensionierter Pfosten eine Tiefe von mitunter deutlich mehr als 1 m. Eine wesentliche, durchaus verständliche Beobachtung ist dabei, dass Pfostengruben mit größerem Durchmesser zumeist auch eine deutlich größere Tiefe aufweisen. Das Maß der Mindesteintiefung der Pfos-

tengruben sowie ihr Durchmesser als Hinweis auf die Pfostenstärke können somit einen Schlüssel zu ihrer Interpretation darstellen. In der Auswertung der Siedlungsgrabung Obere Vorstadt in Sindelfingen betonte Scholkmann diese Abhängigkeit, als sie die Pfosten der stärker eingetieften Gruben als Firstpfosten eines mutmaßlichen Hochfirstgerüstbaus deutete.<sup>10</sup>

Besonders günstig ist es, wenn sich in den Grubenverfüllungen sogenannte Standspuren der Pfosten abzeichnen. Dass es sie gibt, ist unstrittig, jedoch ist ihre Befundung und Interpretation nicht ganz unproblematisch. Denn die Theorie, dass sich hier die Verfüllung von gezogenen Pfosten abzeichnet, dürfte eigentlich nur dann zutreffen, wenn das Holz beim Ziehen keine seitliche Krafteinwirkung auf die Grubenwandung ausüben konnte, also bereits stark verrottet war. So dürfte ein Teil der Standspuren die im Boden belassenen Pfostenbasen nachzeichnen. Nur in wenigen Fällen scheinen die Hohlräume der gezogenen Pfosten gezielt verfüllt worden zu sein, wie etwa bei der Pfostengrube eines spätmerowingerzeitlichen Pfostenbaus unter der Zehntscheuer in Ammerbuch-Entringen. Die Pfostengrube wies im Befund einen Durchmesser von 60–80 cm auf und war aufgrund der ungewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen noch 90 cm tief erhalten. Überraschend war ein sich in voller Grubenhöhe markant von der umgebenden Pfostengrubenverfüllung abzeichnende Masse aus hellgelbem, tonigem Lehm, bei der es sich um die gezielte Verfüllung eines kreisrunden, im Durch-



messer etwa 30 cm betragenden Hohlraums des offenbar behutsam gezogenen Pfostens handeln muss (Abb. 7).

Form und Größe der Standspuren schwanken im Verhältnis zur Pfostengrube teils beträchtlich, wobei sich an kreisrunden Standspuren nicht selten ein Verhältnis von etwa 1:2 bis 1:3 von Pfosten- zu Grubendurchmesser feststellen lässt – so etwa auch bei dem ungewöhnlich gut erhaltenen Befund unter der Entringer Zehntscheuer. Allerdings entspricht freilich nicht ein Pfosten dem anderen und gerade die Ausbildung der Basis dürfte beträchtlich variieren. Zudem ist in vielen Fällen davon auszugehen, dass die eingegrabenen Teile der Pfosten nur wenig bis gar nicht bearbeitet wurden, während man die aufgehenden Teile der Vertikalhölzer kantig zugehauen hat. Dass aber auch dies nicht immer so sein musste, belegt ein Beispiel von der Insel Reichenau. Hier wurden bei Grabungen 1980/1981 im Bereich vor der westlichen Klausur des Klosters Mittelzell stattliche Pfostengruben mit eher rechteckigem Grundriss und maximal 1,2–1,3 m Tiefe vorgefunden.<sup>11</sup> Darin sind Stümpfe von Eichenpfosten besonders gut erhalten, die sorgfältig mit der Axt zu rechteckigen Querschnitten von 40–60 × 20 cm Stärke behauen worden waren. Das Fälldatum der Hölzer ist unbekannt, dürfte aber vermutlich nicht allzu lange nach 722 +/-10 (d) liegen (legendarische Gründung des Klosters 724). Dasselbe Bild zeigt ein in Tübingen bei einer Notbergung in der Madergasse geborgener, mindestens 1,2 m tief eingegrabener, mit einer kräftigen Steinpackung gesicherter Pfosten mit einem Querschnitt von 45 × 35 cm, dessen Eichenholz im Winter 1361/62 (d) gefällt wurde (Abb. 8).<sup>12</sup> Den Reichenauer oder Tübinger Pfostenstümpfen gegenüber erschien der bei einer Grabung in der Nähe von Weil im Schönbuch vorgefundene Pfostenrest geradezu „barbarisch“. Er fand sich in einer Pfostengrube von rund 90 cm Durchmesser und besaß bis zu 60 cm Stärke, war jedoch völlig unförmig belassen.<sup>13</sup> Der Fällzeitraum des kräftigen Eichenstamms, aus dem der Pfosten gefertigt wurde, konnte anhand der Splintgrenze in die Zeit zwischen 1076 und 1096 (d) datiert werden.

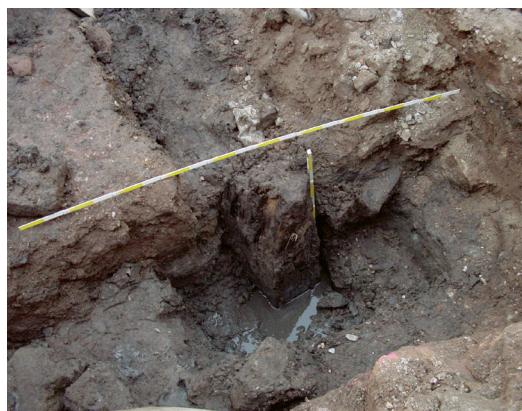
Bereits die zufällig ausgewählten Beispiele zeigen deutlich, dass wir durch alle Zeiten hindurch mit sehr unterschiedlichen Ausformungen der Pfostengründungen rechnen müssen. Doch bei allen überdurchschnittlich gut erhaltenen Beispielen, bei denen es sich um Pfosten mit kräftigen Querschnitten handelt, zeichnen

sich eine stattliche Gründungstiefe und entsprechende Grubengröße ab.

Alles spricht dafür, dass es bei Pfostengründungen um die Fixierung vertikaler Teile des Tragwerks im Erdreich ging, sodass diese ohne weitere technische Unterstützung „frei“ stehen konnten. Damit konnte der Gründung in Pfostengruben eine wichtige Funktion als Aufrichthilfe zukommen und so können Pfostengründungen als Teil – wenn nicht gar als wesentlicher Teil – des vor- und frühgeschichtlichen Aufrichtvorganges von Holzgerüsten betrachtet werden. War dies etwa der entscheidende Vorteil, für den man die geringere Haltbarkeit eingegrabener Holzbauteile über Jahrtausende hinweg in Kauf nahm?

## Zur Haltbarkeit von Bauten mit Pfostengründung

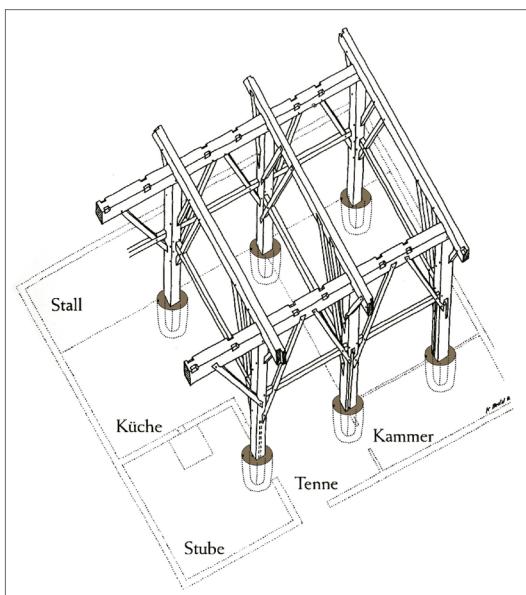
Wer schon einmal eine Holzkonstruktion wie etwa einen Zaun, Stall oder ähnliches mit direktem Erdkontakt oder mit eingegrabenen Teilen errichtet hat, der weiß, dass Holz im feuchten Erdreich und vor allem im Übergangsreich von Luft zu Erde nur eine geringe Haltbarkeit aufweist, und zwar wegen den besonders guten Wachstums- oder Lebensbedingungen für holzzersetzende Pilze oder sonstige



8 Tübingen, Madergasse 1:  
Pfostengrube mit datiertem  
Pfostenrest im Grabungsbefund  
in der Baugrube (oben);  
auf Winterfällung 1361/62 (d)  
datierter Eichenpfostenrest  
(unten)



9 Bad Windsheim,  
Freilandmuseum, Bauernhaus  
aus Höfstetten von 1367 (d).  
Ansicht des rekonstruierend  
wieder aufgebauten Hauses  
(oben); zur Veranschaulichung  
der Fragestellung um eine (im  
Original nicht nachgewiesene!)  
Pfostengründung „gefälschte“  
Isometrie des ursprünglichen  
Innengerüsts mit bauzeitlicher  
Raumnutzung im Erdgeschoss  
(unten)

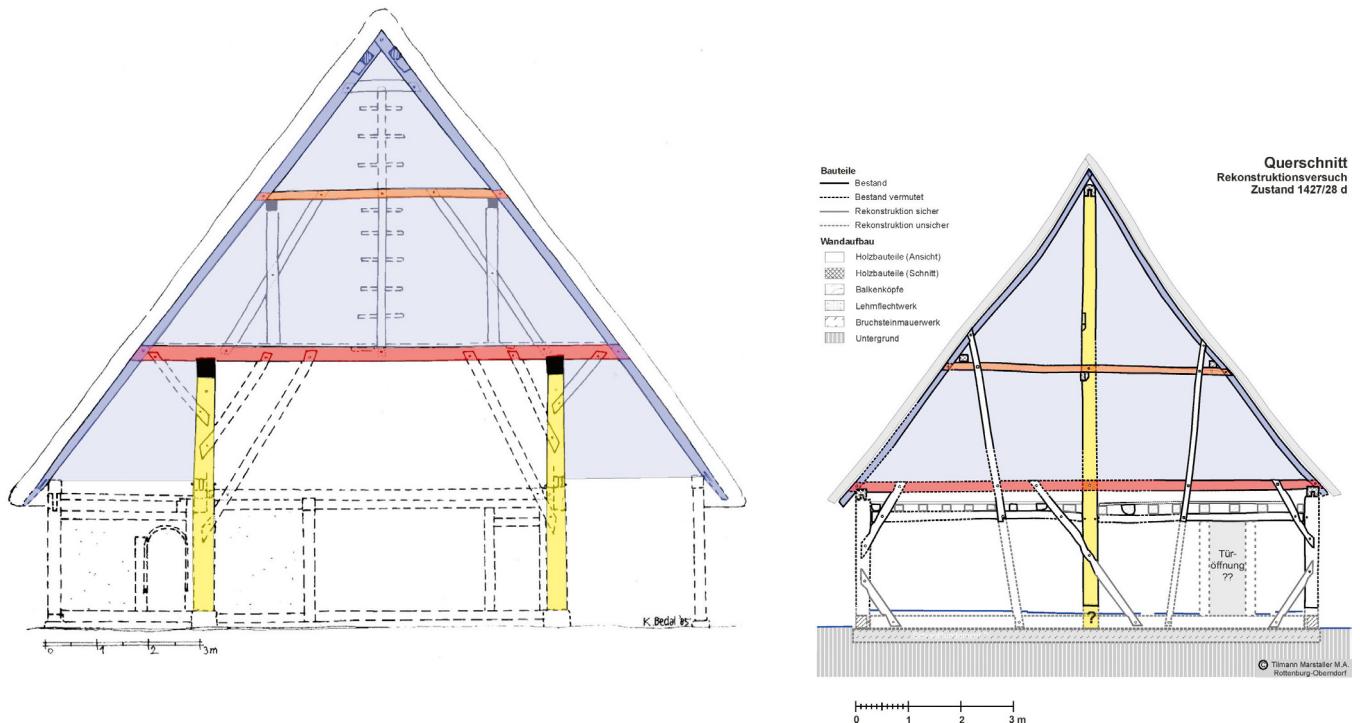


pflanzliche und tierische „Schädlinge“.<sup>14</sup> Dementsprechend pessimistisch lesen sich manche der 1998 von W. Hajo Zimmermann in seiner grundlegenden Arbeit zu diesem Thema aus der Literatur zusammengestellten, teils weit auseinanderdriftenden Schätzungen und Hinweise zur Lebensdauer von Pfostenbauten. Sie rechnen mitunter von einer Bestandszeit von weniger als 20 Jahren.<sup>15</sup> Daneben finden sich allerdings auch Berichte von Hausbauten in Pfostenbauweise, die nachweislich bis zu 300 Jahre lang existierten. Wie kann das sein?

Das Rätsel ist keinesfalls „zweidimensional“ und schon gar nicht anhand der vermeintlichen, über die Lage der Pfosten definierten Grundrisse zu beantworten. Nach wie vor werden bei den üblichen Grabungsauswertungen ehemals ebenerdig verlegte Konstruktionsteile

wie etwa Unterlegsteine, Schwellenhölzer etc. in aller Regel erst gar nicht thematisiert. Entziehen sie sich doch aus den bereits genannten Gründen (Landwirtschaft, Erosion und Grabungstechnik) der archäologischen Dokumentation zumeist vollständig. Dadurch ergibt sich jedoch ein erhebliches interpretatorisches Problem. Denn die aufrecht stehend erhaltenen Bauten zeigen überdeutlich, dass gerade im mittelalterlichen, ländlichen Hausbau erhebliche Unterschiede zwischen Dachtragwerk und Außenwänden bestehen können. Nicht selten liegen die Außenwände durch unterschiedliche Konstruktionsweisen, wie etwa durch „echte“, also technische Dachüberstände oder Dachaufweitungen mit Hilfe von Auflangern bei den klassischen Bauernhäusern im Norden Deutschlands, in erheblichem Abstand zu den (haupt)dachtragenden Vertikalhölzern des baulichen Kerngerüsts. Bei einigen Bauten ergibt sich daraus, dass die tatsächlich unter Dach liegende Gebäudegrundfläche um ein Vielfaches größer ist als die Grundfläche des inneren Traggerüsts. Der terminologische Begriff, der diese Bauphilosophie beschreibt, existiert schon lange und lautet „Innengerüst“.

Ein Musterbeispiel dafür bietet ein auf den ersten Blick recht unscheinbares Bauernhaus aus Höfstetten im ländlichen Umfeld Nürnbergs, das zu den sogenannten Schwedenhäusern gerechnet wurde – ein bereits von Albrecht Dürer in Aquarellen und Holzschnitten festgehaltener, vermeintlich regionaler Bauernhaustyp des Nürnberger Raumes. Das Gebäude wurde erst 1980 kurz vor seinem geplanten Abbruch in seiner Bedeutung erkannt und – da es vor Ort offenbar nicht zu erhalten war – in das Freilandmuseum Bad Windsheim versetzt (Abb. 9).<sup>16</sup> Sein Dachtragwerk besteht aus einem Innengerüst mit sechs hohen, kräftigen Ständern, die auf Sockelsteinen stehen. Die Längsrähme der beiden Längsbünde ragen teils verblüffend weit über die äußeren Querbünde des Innengerüsts hinaus und bilden dort das Auflager für weit nach außen gezogene Vollwalme. Ähnlich verhält es sich an den Traufseiten des Innengerüsts, wo die Dachbalken des Sparrendachwerks kräftige Überstände ausbilden und die Sparren aufgrund der Höhe der Innengerüsttraufe so weit überstehen, dass zwischen dem Innengerüst und den Außenwänden, die praktisch keine relevante statische Funktion besitzen, solch ein großer Zwischenraum entstand, dass man ihn zur Unterbringung von „Räumen“ nutzen konnte. Beim Wiederaufbau des Höf-



stettener Hauses in Bad Windsheim 1984 hat man genau diesen Charakter des extremen Dachüberstands über dem Kerngerüst dokumentiert:<sup>17</sup> Zunächst wurde das Innengerüst mitsamt Dachwerk aufgerichtet, als Letztes wurden die mehr als Schutzhülle gegen Witterung denn als statisch relevante Teile fungierenden Außenwände unter den Dachaußenseiten eingefügt. Durch dieses Baukonzept war das Innengerüst maximal vor Witterung geschützt. Insofern wundert auch nicht, dass sich von dem Originalgefüge, das auf 1367 (d) datiert werden konnte und das Gebäude damit zu einem der ältesten erhaltenen ländlichen Holzgerüstbauten Süddeutschlands macht, vor allem das Innengerüst und die Dachkonstruktion erhalten blieben. Die Außenwände wurden dagegen später sukzessive ersetzt. Sie entsprechen damit mehr einem „Schutzschild“, den man unter Beibehaltung des Innengerüsts und Dachtragwerks auf einfache Weise und damit (theoretisch) beliebig oft ersetzen konnte! Als schlichte, nicht tragende Wandschlüsse konnten sie ohne Gründungen auskommen. Damit jedoch hätten sie sich – um auf die oben angesprochene Diskussion zurückzukommen – restlos dem archäologischen Befund entzogen. Für viele Archäologinnen und Archäologen, die sich gerne an den dokumentierten Pfostengrundrisse festklammern und durch deren Interpretation als Wandverläufe die Hausgrundrisse definieren, muss neben der Konstruktionsweise des Höfstettener Hauses vor allem dessen Raum-

nutzung wie ein Warnruf erscheinen. Denn bei dem Bauernhaus aus Höfstetten befanden sich sämtliche Nutzräume des Eindachhofes wie Wohnstube, Küche, Kammer und auch ein langer Stall außerhalb des Tragegerüsts. Überträgt man den Hausbefund aus Höfstetten auf die Grabungsbefunde andernorts, stellt sich die Frage, bei wievielen vermeintlich „einschiffigen“ Pfostenbauten die erfassten „Außenbacköfen“ oder Gruben doch unter Dach lagen und doch zum Haus dazugehörten? Der Innenraum des Höfstettener Innengerüstbaus diente dagegen vermutlich als multifunktionaler, allerdings schlecht beleuchteter Querflur mit anschließendem „Roßstall“ (?), über den die beiden Dachböden des dreigeschossigen Dachwerks mit Lagergut wie Heu oder Stroh beschickt werden konnten.

Neben diesem eindringlichen Aufruf zu einer kritischeren Auseinandersetzung mit den Grabungsbefunden und deren architektonischer Interpretation an die Kolleginnen und Kollegen des vermutlich ausgrabenden Gewerbes haben die Beobachtungen und Überlegungen nach Ansicht des Verfassers möglicherweise auch Auswirkungen auf die Interpretation von Hochfirstgerüstbauten.

Denn unter dem Aspekt des Bauprinzips des Innengerüsts lassen sich Hochfirstgerüstbauten als dessen maximale Reduktion deuten. Sie bilden – so betrachtet – also ein „einreichiges“, im Extremfall sogar nur „einständriges“ Innengerüst mit maximalem „längsseitigem“ (traufsei-

**10** Trocken gestellte Dachtragegerüste: Querschnitt durch das zweireihige Innengerüst Höfstetten von 1367(d) (links); Querschnitt durch das Hochfirstständigerüst Holzgerlingen, Tübinger Straße 47 von 1427/28(d) (rechts). „Dachüberstände“ (blau) über den Ständern (gelb) der hauptlasttragenden Längsbünde

tigem) oder auch „querseitigem“<sup>18</sup> Dachüberstand. Im Vergleich der inneren Querbünde am Beispiel des Höfstettener Hauses von 1367 (d) (Abb. 10a) mit dem alttümlichen Hochfirstgerüstbau aus Holzgerlingen von 1427/28 (d) (Abb. 10b) soll dies kurz verdeutlicht werden. Der Grundaufbau in Holzgerlingen erinnert beinahe an einen Schiffsmast mit Aufhängungsvorrichtung für ein Segel. Dabei erscheint es nicht einmal entscheidend, ob die Hochfirstgerüste auch „echte“ Querbünde aufweisen – also solche, die an den äußeren Längsbünden durch Bundständer gekennzeichnet sind, oder nicht. Denn es reichen bereits einfache Aufdolllungen der unteren Querhölzer auf den äußeren Längsrähmen, um die inneren Firstständer zu fixieren. Diese Erkenntnis dürfte für die Interpretation von Pfostenreihen einfacher Längsbünde ohne offensichtlichen Querbezug, wie beispielsweise bei den Grabungsbefunden in der Oberen Vorstadt in Sindelfingen (siehe oben) von Bedeutung sein. Die ältesten, aufrechtstehenden nachgewiesenen Beispiele weisen allerdings zumeist durchgängige Bundachsensysteme aus klar aufeinander bezogenen Längs- und Querbünden auf. In aller Regel finden sich ein oder zwei (selten mehr) innere Querbünde mit geschlossenen Bundgespärren, während die Bereiche zwischen den Quer- bzw. Giebelbünden als reine Rofendächer ausgebildet sind. Bezogen auf die Frage nach der Haltbarkeit von Pfostenbauten weisen die Innengerüstbauten mit mehreren Längsbünden, ebenso die Hochgerüstbauten darauf hin, dass eine maximale Trockenstellung der Pfosten berücksichtigt war. Tatsächlich gibt es schon seit langer Zeit Befunde, welche genau dieses Prinzip aufzeigen, indem deren Gründungsform des Holzgerüsts differenziert erfolgte. So wurden am Münsterplatz in Zürich mehrere Hochfirstgerüstbauten des 8./9. Jahrhunderts aufgedeckt, deren tragende Hochfirsthölzer als Pfosten ausgeführt wurden. Die Außenwände der Bauten ruhten jedoch auf Schwellhölzern, die wiederum durch Unterlegsteine leicht vom Boden abgehoben und damit besser vor Witterung geschützt waren. Die Position der Hochfirstpfosten im Verhältnis zu den Außenwänden macht wahrscheinlich, dass die erfassten Bauten beidseits durch Vollwalme abgewalmten waren.<sup>19</sup> Demnach waren sich das oben besprochene Gebäude Hintere Gasse 8 in Sindelfingen von 1362/63 (d) und die frühmittelalterlichen Hochfirstgerüstbauten aus Zürich möglicherweise sehr ähnlich. Und auch mit Blick auf

die Innengerüstbauten wird deutlich, dass die Idee einer Trockenstellung des dachtragenden Gerüsts eine ganz normale Angelegenheit war.

## Ein Innengerüstbau im St. Galler Klosterplan?

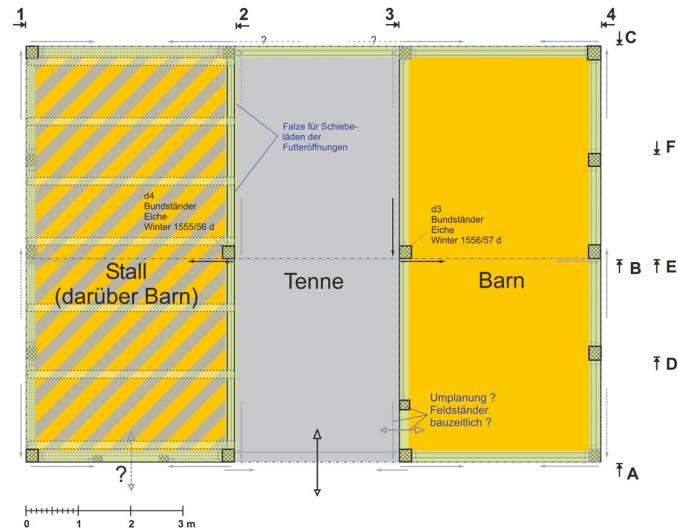
Die Diskussion könnte auch zu einer der berühmtesten Urkunden des Mittelalters einen interessanten Beitrag liefern. Die Rede ist vom weltberühmten St. Galler Klosterplan, der in der Zeit um 825/826 auf der Klosterinsel Reichenau gezeichnet wurde. Inzwischen herrscht allgemeiner Konsens darüber, dass es sich dabei nicht um einen Bauplan im Sinne eines für die reale Umsetzung gedachten Ausführungsplans handelt, schon gar nicht um einen maßstabsgetreuen Bauplan. Vielmehr spricht alles dafür, dass es sich um eine von führenden Köpfen im Kloster Mittelzell auf der Insel Reichenau ausgeführte, zeichnerische Um- und kritische Auseinandersetzung mit den Beschlüssen der Aachener Synoden von 816–819 handelt.<sup>20</sup> Damals wurden entscheidende Regelungen für das monastische Leben im Fränkischen Reich getroffen. Das Kloster Reichenau hatte seine Mönche Grimald und Tatto als Teilnehmer nach Aachen entsandt und sie besuchten auch das „Musterkloster der Reform“ in Inda.<sup>21</sup> Konkreter Anlass für die Niederlegung der damaligen Diskussionsinhalte in Form eines Architekturplans war offenbar der anstehende Neubau der Abtei in St. Gallen. Dies geht sowohl aus der Widmungsbeischrift hervor wie auch aus der klar als Reliquienkultstätte des Heiligen Gallus definierten Kryptenanlage der Abteikirche im Klosterplan.

Zu den vielen spannenden Rätseln, die uns der Plan noch heute aufgibt, gehört die Frage nach den Vorlagen oder der Wissensbasis, auf welchen die Gebäudeumrisse und -grundrisse festgelegt wurden. Die Ausformung der Abteikirche sowie deren ausrasierte Vorzeichnung machen deutlich, dass es sich bei dem Klosterplan wohl kaum um ein reines Fantasiegebilde handelt: Zu augenfällig sind dafür die lokalen Bezüge der Plangrundrisse zu den kurz zuvor fertiggestellten Klosterbauten in Mittelzell,<sup>22</sup> aber auch zu den Märtyrerkirchen in Rom, zum karolingischen Dom in Köln oder zur Reichsabtei in Fulda. Die Form der Architekturezeichnungen im Klosterplan, in der die Grundrisse bisweilen mit Details der aufgehenden Konstruktion ver-

schmelzen, „folgt Konventionen für Architekturezeichnungen, die seit der Antike üblich waren“<sup>23</sup>.

Doch dienten auch landwirtschaftlich genutzte Gebäude im näheren oder weiteren ländlichen Umfeld der Klosterinsel hier als Vorbild? Diese Frage wurde 2016/2017 bei den Planungen zum Bau der großen Scheune am Meßkircher Klosterbauprojekt Campus Galli neu aufgeworfen. Ebenso wurde vor dem Hintergrund der oben ausgeführten bauarchäologischen Beobachtungen und Fragestellungen der Scheunengrundriss im St. Gallener Klosterplan neu diskutiert.<sup>24</sup> Bei dem 2013 ins Leben gerufenen Projekt Campus Galli, einem ebenso irrwitzigen wie spannenden Vorhaben, setzten sich die Initiatoren zum Ziel, den St. Galler Klosterplan in realistischer Größe und nach Möglichkeit in den Techniken des 9. Jahrhunderts nachzubauen. Als Vorbild dienten anfangs die Klosterplanmodelle nach den Entwürfen von Horn und Born, wie das naturalistische Modell, das 1968 bei der großen Karlsausstellung in Aachen zu sehen war oder das stark vereinfachte Exemplar, das heute im Stiftsmuseum St. Gallen gezeigt wird. So lagen zu Beginn des Projekts die Entwürfe für die einzelnen Gebäude in den Händen von Planern, die sich mit den Fragestellungen rund um die Entwicklung ländlicher wie klösterlicher Bauten im Umfeld der Insel Reichenau nicht allzu intensiv auseinandergesetzt hatten. Sie orientierten sich stark an den Entwürfen von Horn und Born oder, wie im Falle der Holzkirche, an der Literatur zu den ältesten erhaltenen Holzkirchen aus dem norddeutschen bzw. nordeuropäischen Raum. Das Resultat wurde in der Fachwelt dementsprechend kritisiert. 2016 wurde im Zuge der Planungen zur großen Scheune, dem ersten Gebäude aus dem Klosterplan, das am Campus Galli aufgebaut werden sollte, der Verfasser zwecks fachlicher Einschätzung und Beratung hinzugezogen. Die bereits vorliegenden Erstentwürfe wurden nachfolgend unter dem Aspekt der Baulandschaft im Bodenseeraum und Oberschwaben neu überdacht.

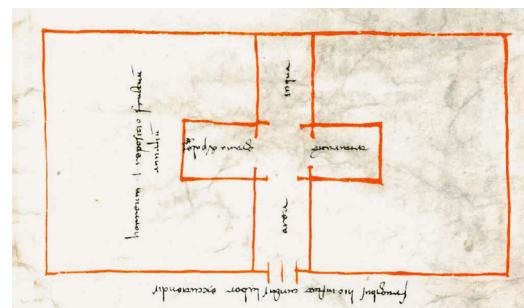
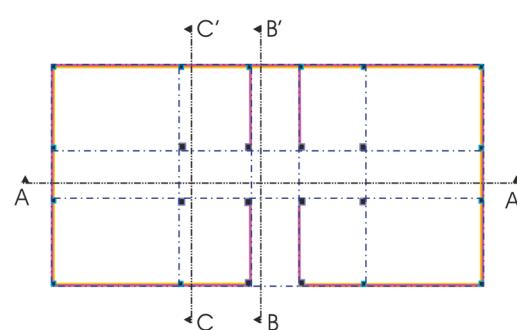
So fielen bei näherer Betrachtung des Scheunengrundrisses im St. Galler Klosterplan strukturelle Merkmale ins Auge, welche hinsichtlich des ältesten erhaltenen Scheunenbestandes in Südwestdeutschland und dessen weiterer Entwicklung weder unbekannt noch abwegig erscheinen. Die in den Beischriften zu dem Gebäude, im Grundriss sogar explizit als Dreschtenne beschriftete innere Querzone macht



11 Grundriss einer neuzeitlichen Scheune mit Raumnutzung (Beispiel: Beuren, Linsenhofer Straße 3a von 1556/57 (d))

deutlich, dass der Plan im Grunde einen „klassischen“ Scheunenbau mit Mittelquertenne und seitlichen Bergeräumen darstellt – eine noch bis ins 20. Jahrhundert hinein geläufige Grundrissstruktur bei diesem Nutzungstyp (Abb. 11).

Betrachtet man die einfachen Linien des Scheunengrundrisses im Klosterplan unter diesem Aspekt und interpretiert man den Bau – was im Plan freilich nicht definiert ist (!) – als Holzgerüstbau, dann können die Linien, welche die Querentecke begrenzen, als statisch relevante Querbünde verstanden werden (Abb. 12).<sup>25</sup> Führt man diesen Gedanken konsequent weiter, bieten die „längs“ (= parallel zur Langseite des dargestellten Gebäudes) orientierten „Bündde“ im Innern des Grundrisses einen guten



12 Scheune des St. Galler Klosterplans: Konstruktionsidee von 2016 für das Bauprojekt am Campus Galli (oben); Originalgrundriss im Klosterplan (unten)

Interpretationsansatz für ein aus zwei Längsbünden bestehendes, also „zweireihiges“, durch vier Querbünde in drei Zonen aufgeteiltes Innengerüst. Da die Längsbünde des angenommenen Innengerüsts wie auch dessen äußeren Querbünde keine Verbindung zu den Umfassungswänden aufnehmen, Letztere folglich als statisch weitgehend unabhängig vom Innengerüst begreifen, ergeben sich gute Gründe für eine Interpretation des Gebäudedachwerks als beidseitig abgewalmtes Satteldach, das weit über die Grundfläche des Innengerüsts hinausgreift und von statisch gering wirkenden, niederen Außenwänden unterstützt wird. Damit lässt sich der Grundriss der Scheune des St. Gallener Klosterplans vom Konstruktionsprinzip her praktisch genauso deuten wie das spätmittelalterliche Bauernhaus aus Höfsten<sup>126</sup>

13 Scheune des Campus Galli bei Meßkirch: Auslegen der 2019–2020 bearbeiteten Eichenpfosten des Innengerüsts (oben); Erstabbau im Laufe der Saison 2020 (unten)



## Die Scheune des Campus Galli als bauarchäologisches Experiment

Von Anfang an war man sich einig, dass die Scheune des Meßkircher Klosterbauprojekts als Pfostenbau erstellt und die Gründungsform mit eingegrabenen Pfosten für den Aufrichtvorgang des Innengerüsts als Aufrichthilfe genutzt werden sollte. Die wörtlich zu verstehende Arbeitshypothese war, dass mit Hilfe der eingegrabenen Pfosten ein bauteilweiser Aufrichtvorgang ermöglicht werden könne. Dies sollte den Kraftaufwand beim Zusammenfügen des Holzgerüsts an der Baustelle im Vergleich zum Aufrichten fertig abgebundener Bünde erheblich reduzieren. Die Grundvoraussetzungen für die Umsetzung dieser Bauidee waren dabei der (anhand der Klosterplanzeichnung argumentativ gut vertretbare) sorgfältige Erstabbau des Gefüges auf dem späteren Bauplatz der Scheune sowie die Abzimmerungstechnik der konsequent verblättert ausgeführten Gerüstaussteifung (Abb. 13).

Neue spannende Fragen ergaben sich zur Form der Pfostengruben. Hier zeigte sich, dass kreisrund geformte Gruben trotz der arbeitsraumbedingten Einschränkungen zum Aufrichten der etwa 550–600 kg schweren Eichenpfosten erheblich besser geeignet sind als die zwischenzeitlich von Seiten der Handwerker andiskutierten Gruben mit oval-länglichem Grundriss. Denn in den tiefen, kreisförmigen Gruben bestand schon während des Aufrichtvorgangs keine Sorge, dass der Pfosten vollständig umkippen könnte, weil nach allen Seiten eine hohe Wandung bestand. Und nach dem Aufrichten der Pfosten ließen diese sich wesentlich einfacher fixieren. Da das Aufrichten der Scheune just in die Besuchsverbotszeit der Pandemie 2021 fiel, wurden zunächst nur sechs von insgesamt acht Pfosten des Innengerüsts mit Hilfe sogenannter Schwalben aufgestellt (Abb. 14). Der Vorgang entsprach folglich dem kranlosen Aufstellen von Maibäumen.<sup>27</sup> Nachdem die Pfosten mit einfachen Hilfsmitteln wie Senklot und Schnüren ausgerichtet und in der Pfostengrube mit Hölzern verkeilt waren, ging es an den eigentlichen Zusammenbau der Längs- und Querbünde. Dazu wurde ein separates Baugerüst aufgestellt (Abb. 15). Nun war es möglich, den Scheunenbau bauteilweise zusammenzusetzen, was aufgrund der sorgfältigen Vorarbeit beim Erstabbau kein Problem darstellte. Von größtmöglichem Vorteil erwies sich dabei die Holzverbindungstechnik der



**14** Scheune des Campus Galli bei Meßkirch: Aufrichten der Pfosten von März–April 2021 unter Nutzung der Pfostengruben als Aufrichthilfe

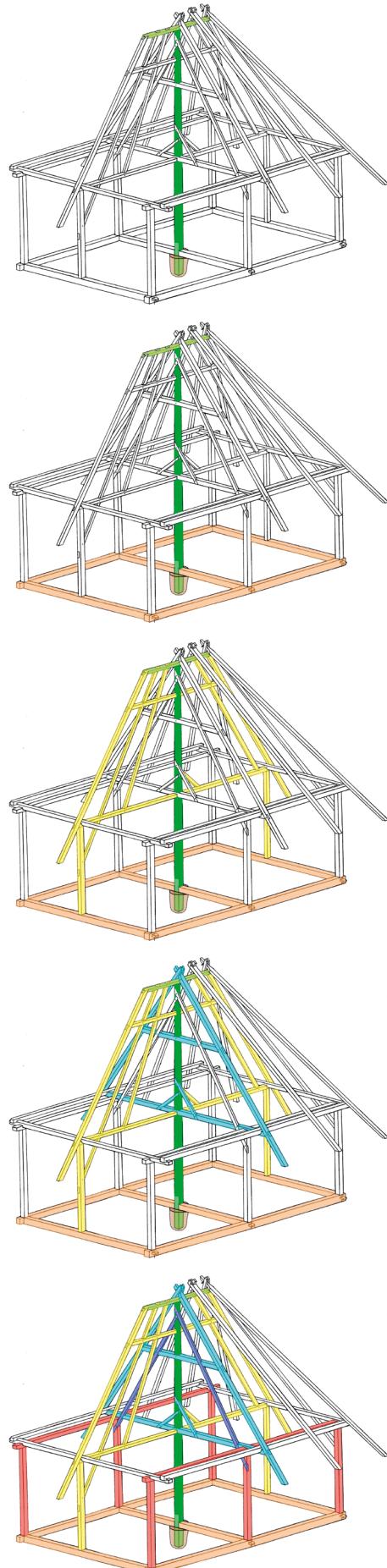
Blattverbindung. Mit dem Begriff „Aufrichten“ hatte der Bau der Scheune also nur beim Aufstellen der Pfosten zu tun.

Die Erfahrungen mit diesem Baukonzept waren auch für die Handwerker am Campus Galli überraschend. Denn nur noch bei ganz wenigen, besonders schweren Bauteilen wurden mehr als drei Personen benötigt. Zudem genügte zur Anleitung eine fachkundige Person, bei den übrigen Helfern war vor allem Muskelkraft gefragt. Hinsichtlich des Kraftaufwandes zeigte sich auch das Baugerüst von großem Vorteil, da seine Abstrebungshölzer als Bergauf-Rutsche für längere Bauteile genutzt werden konnten. So bestand der Bedarf an „maschinellen“ Hilfsmitteln zur Erstellung des recht stattlichen Gebäudes aus lediglich einer einfachen Umlenkrolle! Mit Anbringung der aussteifenden Bänder besaß das Gerüst nun eine so hohe Stabilität, dass die Dachbalken verlegt, die Pfostengruben verfüllt und die Außenwände aufgebaut werden konnten. Nach Aufschlagen des Dachgerüsts war klar, welch großer Vorteil sich neben dem Witterungsschutz durch die weiten Dachüberstände ergab: Die nur wenig über dem Bodenniveau ansetzenden Dachkanten trugen wegen der geringen Absturzhöhe zu einer wesentlich höheren Sicherheit für die Handwerker bei.



**15** Scheune des Campus Galli bei Meßkirch: Abzimmern in Einzelteilen durch Nutzung eines Baugerüsts von Mai–Juni 2021 (oben); Beginn der Dacheindeckung bereits vor Fertigstellung des Holzgerüsts im Juni 2021 (Mitte); fertig mit Roggenstroh eingedeckter Bau im Oktober 2021 (unten)

**16** Bauhistorische „Fälschung“ als archäologische „Provokation“: beispielhafter Rekonstruktionsversuch des Aufrichtvorgangs eines aus einem Pfosten bestehenden Hochfirstgerüsts. Vorlage: Gontenschwil / CH von 1607 (d)



## Hochfirstgerüstbauten mit Pfosten: Hypothese zum „Aufrichtvorgang“

Überträgt man die Beobachtungen beim Pfostenbau des Campus Galli auf Hochfirstgerüste, ergeben sich interessante Aspekte zu einem möglichen Ablauf des Bauvorgangs eines zum Einpfostenbau (!) mit Außenwänden auf Holzschwellen „gefälschten“ Modellbeispiels, für das ein (beinahe) willkürlich ausgewählter, frühneuzeitlicher Hochfirstgerüstbau aus Gontenschwil in der Schweiz Pate stand (Abb. 16).<sup>28</sup> Demnach hätte man den Bau mit dem Aufrichten des Hochfirstpfostens begonnen, wobei in diesem Falle wahrscheinlich das kurze Firsträhm beim Aufrichtvorgang dem Pfosten bereits aufgezapft war, sodass zu Beginn des Hausbaus ein hohes T-förmiges Gebilde im Boden fixiert wurde. Anschließend wurde der Schwellenkranz der Außenwände verlegt. Mit der Abzimmerung des Längsbunds, der Anlage des segelförmigen Querbunds, dessen traufseitiger Unterstützung durch die äußeren Längsbünde und mit der Anbringung der Queraussteifung war der Firstpfosten in vier Richtungen abgesichert. Nach Fertigstellung der äußeren Querbünde durch Anlage der traufseitig stark vorkragenden Querrähme, wurden am Beispiel aus Gontenschwil die traufseitigen Rofenschwellen aufgekämmt. Damit waren die Voraussetzungen dafür geschaffen, die dachhauttragenden Rofen anzubringen. Auch in diesem Fall wäre der Aufrichtvorgang in Form von Einzelbauteilen machbar.

Kann ein Bau die Zeiten überdauern, wenn die Pfostenbasen in den Gruben verfaulen?

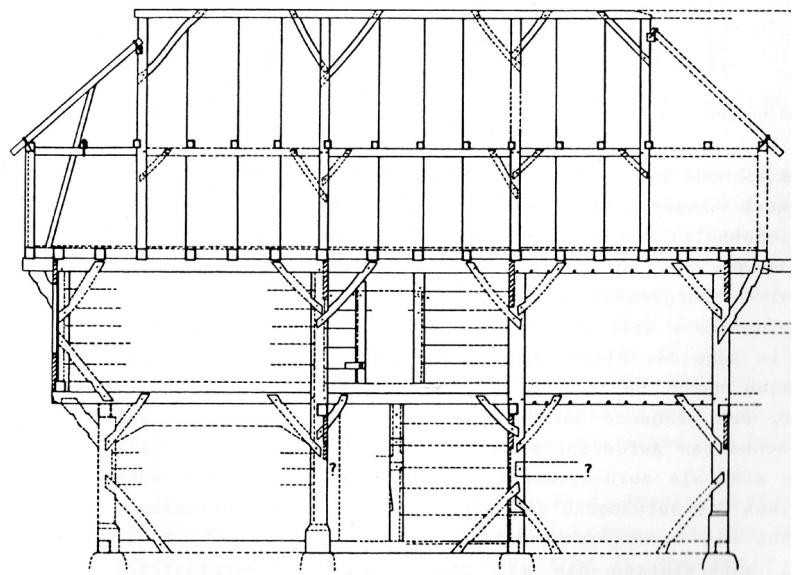
Unabhängig davon, wie trocken die Pfosten gestellt wurden, ist zu einem unbestimmten Zeitpunkt deren Haltbarkeit im Boden durch die Erdfeuchte und Moderfäule in der Luft-/Erdezone abgelaufen. War damit auch das Ende des Gebäudes besiegelt?

Eigenartige Befunde, die sich an ganz unterschiedlichen Bauten vorgefunden haben, lassen diesbezüglich beinahe „ketzerische“ Gedanken aufkommen: Ist es denkbar, dass man später oder – im Extremfall – sogar unmittelbar nach der Vollendung des Holzgerüsts die noch

frischen oder bereits verfaulten unteren Enden der Pfosten abgeschnitten und das Holz durch Schwellen, Schwellmauern oder Sockelsteine unterfangen hat? So könnten zumindest theoretisch Pfostenbauten zu Ständerbauten mutiert sein und viele Jahrhunderte überstehen. Gibt es zu diesem theoretischen Gebilde vielleicht sogar Anhaltspunkte an rezenten Bauten?

Schon Mitte der 1980er-Jahre war bei der Sanierung des 1318/19 (d) errichteten Gebäudes Zeughausgasse 4 in Biberach ein Befund aufgefallen, den man bereits damals in das Spannungsfeld zwischen Pfosten- und Ständerbauweise einordnete.<sup>29</sup> Den Grund dafür sah man einerseits in der äußerst bemerkenswerten Ausformung der Ständer mit auffällig verdickten Basen,<sup>30</sup> andererseits in dem Schwellriegelverband, mit dem die Ständerbasen längs und quer fixiert wurden (Abb. 17). Zudem sind die vorwiegend über zwei Geschosse reichenden Bundständer auf große, rundliche Findlinge gestellt. Leider wurde bei der Sanierung auf eine sorgfältige archäologische Begleituntersuchung verzichtet, sodass weder die genaue Einbindung des Hauses in den umgebenden Baugrund noch die Frage untersucht wurde, ob man die Sockelsteine erst nachträglich unter die „Ständer“ geschoben hat. Handelte es sich bei Zeughausgasse 4 vielleicht sogar um eines der fraglichen Beispiele für einen Holzgerüstbau, der zunächst als Pfostenbau aufgerichtet und anschließend trockengestellt wurde?

Tatsächlich ist die Einbindung von Pfosten in einen Schwellriegelverband bereits für das 7. Jahrhundert archäologisch nachgewiesen,<sup>31</sup> war aber höchstwahrscheinlich allgemein und



durch alle Zeiten hindurch bekannt. In diesem Punkt kann der Schwellriegelverband als Relikt vor- und frühgeschichtlicher Bautechnik betrachtet werden. Besonders spannend erscheinen vor allem die „Fußverdickungen“ der vorhandenen Bundständer, die sich in ähnlicher Form nicht nur bei Zeughausgasse 4 vorfinden, sondern auch bei so spektakulären Bauten wie dem großen Bauhof im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim von 1441–1444 (d) (Abb. 18).<sup>32</sup> Ein eindeutig nachvollziehbarer Grund für diese Ausformung der Ständerbasis ist weder am einen noch am anderen Beispiel auszumachen. Jedoch ist bemerkenswert, dass alle Beispiele auf punktförmigen Fundamenten bzw. Sockelsteinen gründen. Selbstverständlich kann dies nicht als Nachweis dafür gelten, dass alle diese Bauten in Pfostenbauweise auf-

**17** Biberach, Zeughausgasse 4 von 1318/19 (d), Längsschnitt (Ausschnitt) durch das Ursprungsgebäude mit auffälligen „Verdickungen“ der auf Findlingen gegründeten Ständerbasen mit Schwellriegelverband

**18** Bad Windsheim, Bauhof von 1441–1444 (d), teilweise walzkantig belassene Ständerbasen des Holzgerüsts, das auf Punktgrundfesten bzw. Steinsockel gegründet ist



gerichtet und nachträglich trockengelegt wurden. Dazu fehlen die einschlägigen archäologischen Befunde. Gleichwohl erscheint der Befund bemerkenswert. Denn das Belassen einer „verdickten“, oder – besser ausgedrückt – weniger oder nicht bearbeiteten Basis war gerade bei Pfostengründungen von Vorteil, da sich die aufgerichteten Pfosten dadurch besser in ihrer Grube verkeilen ließen. Der Aufrichtvorgang der Pfosten am Campus Galli hat dies eindrucksvoll gezeigt.

So stellt sich die Frage, die vermutlich die allermeisten genannten Beispiele eint: Wurde die Gründungssituation der Bauten jemals sorgfältig archäologisch untersucht? In den allermeisten Fällen wohl eher nicht!

### Fazit: Einzigartige Quellen, eine tickende Uhr und ein Plädoyer

Die in der Überschrift dieses Beitrags gestellte Frage, ob es sich bei Hochfirstgerüstbauten um „lebende Fossilien“ handeln kann, oder allgemeiner formuliert – ob sich in Pfostenbauweise errichtete Gebäude bis heute erhalten haben können, kann mit Hinweis auf die hier vorgetragenen Überlegungen und den experimentellen Ansatz zumindest in der Theorie ausdrücklich mit Ja beantwortet werden. Eindeutige Nachweise für trockengestellte Bauten mit ursprüng-

lich als Aufrichthilfe fungierender Pfostengründung fehlen im Arbeitsgebiet des Verfassers bislang jedoch vollständig, woraus sich ein hohes Forschungsdesiderat ergibt. Es liegt auf der Hand, dass die Chance erhaltener derartiger Befunde außerordentlich gering ist. Selbst bei den wenigen gezielt archäologisch untersuchten Bauten wie etwa dem Hochfirstgerüstbau Tübinger Straße 47 von 1428 in Holzgerlingen<sup>33</sup> erwies sich der Originalbefund zumeist als nicht mehr existent, in Holzgerlingen beispielsweise durch die nachträglich erfolgte Unterkellerung des Hauses.

Die bestehende Teilung der Denkmalpflege in die einzelnen Fachbereiche, die sich entweder mit der aufgehenden Bausubstanz oder mit den Relikten im Boden beschäftigen, ist in dieser kulturgeschichtlich brisanten Forschungsfrage nach der Baugründung wenig zuträglich. Schon gar nicht, solange die Befunde noch von Baumaßnahmen unberührt sind. Bei wie vielen Abbrüchen mittelalterlicher Gebäude – so sie denn überhaupt bauhistorisch untersucht wurden – hat man den Untergrund noch während der Bestandszeit der Gebäude archäologisch begutachtet? Die Praxis zeigt, dass die Frage nach der Baugründung allein schon wegen der zumeist nicht gegebenen Zugänglichkeit des Befundbereichs nur selten im Fokus der Bauforschung steht, sondern erst von Seiten der Archäologie gestellt wird. Dann aber zumeist

19 Eines der zahllosen Mahnmäler für den Verlust wissenschaftlich hochkarätiger Quellen in den letzten Jahrzehnten: Abbruch des Hochfirstgerüstbaus Tübinger Straße 47 in Holzgerlingen von 1427/28 (d) im Dezember 2007



erst in dem Moment, wenn der Abrissbagger die ungestörten, im baulichen Kontext nachvollziehbaren Befunde bereits abgeräumt hat! Zudem findet die interdisziplinäre Forschung zumeist nur dann statt, wenn das Gebäude als Baudenkmal erkannt wurde und sich zugleich in einer archäologischen Relevanzone befindet. So führt nicht zuletzt der fast überall zu beobachtende rasante Schwund an Bauten, die in dieser spannenden Frage überhaupt noch einen Beitrag leisten könnten, zu einem nicht zu beziffernden Verlust bauarchäologisch potenziell relevanter Quellen. Dies betrifft ganz besonders Hochgerüstbauten, deren Bestand zwischen Alb und Schwarzwald gerade in den letzten Jahrzehnten dramatisch abgenommen hat. Zumeist gehörten sie zu den letzten Exemplaren dieser Baugattung, die aus den Ortsbildern radiert wurden. Die in den vergangenen drei Jahrzehnten im mittleren Neckarraum abgebrochenen Hochfirstgerüstbauten in Gärtringen (Wohnhaus Kirchstraße 20 von 1378/79 (d)),<sup>34</sup> Böblingen-Dagersheim (Scheune Mühlstraße 4/1 von 1424/25 (d)),<sup>35</sup> Holzgerlingen (Wohnhaus Tübinger Straße 47 von 1427/28 (d)),<sup>36</sup> Gäufelden-Tailfingen (Scheune Nebringer Straße 2 von 1451/52 (d)),<sup>37</sup> Filderstadt-Plattenhardt (Wohnhaus Kirchstraße 8/1

von 1467/68 (d))<sup>38</sup> oder Nürtingen-Zizishausen (Im Höfle 22 und 22/1 von 1485 (d))<sup>39</sup> zeugen von dem dramatischen Schwund dieser kultur- und architekturgeschichtlich so bedeutsamen Baugattung. Und von all den genannten Bauten wurde nur Tübinger Straße 47 in Holzgerlingen auch archäologisch teilweise erforscht (Abb. 19)!

Die wenigen übrig gebliebenen Hochfirstgerüstbauten können folglich in ihrer kulturhistorischen Bedeutung nicht hoch genug eingeordnet werden. So müssten uns Beispiele wie der akut in seiner Existenz bedrohte Hochfirstgerüstbau Mittelgasse 24/26 in Mössingen von 1431/32 (d) jede Anstrengung hinsichtlich der Erforschung und Erhaltung wert sein.<sup>40</sup> Was mit den vorliegenden Zeilen besonders betont werden soll: Mittelalterliche Hochfirstgerüste wie auch die übrigen frühen Bauernhäuser sollten nicht alleine als Objekte der Baugeschichte begriffen werden. Vielmehr sollten sie gerade mit Blick auf die Möglichkeit, dass es sich potentiell um „lebende Fossilien“ handelt, in gleicher Weise als archäologische Quellen verstanden werden. Nur so bewahren wir uns vielleicht noch die Chance, Klarheit in die aufgeworfenen Fragen zu bringen.

## Literatur

Bedal 1993

Bedal, Konrad: Historische Hausforschung. Bad Windsheim 1993.

Bedal 2018

Bedal, Albrecht: Alte Bauernhäuser in Baden-Württemberg und seinen Freilichtmuseen. Schwäbisch Hall 2018.

Bedal 2022

Bedal, Albrecht: Alte Bauernhäuser in Baden-Württemberg. Atlas der datierten Gebäude. Schwäbisch Hall 2022 (Selbstverlag).

Bedal et al. 2019

Bedal, Konrad/Kotter, Simon/May, Herbert/Partheymüller, Beate: Häuser aus Franken. Museumshandbuch für das Fränkische Freilandmuseum des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken 84). Bad Windsheim 2019.

Clausnitzer 1990

Clausnitzer, Klaus-Dieter: Historischer Holzschutz. Zur Geschichte der Holzschutzmaßnahmen von der Steinzeit bis in das 20. Jahrhundert. Staufen bei Freiburg 1990.

Eißing et al. 2022

Eißing, Thomas/Furrer, Benno/Kayser, Christian et al.: Vorindustrieller Holzbau. Terminologie und Systematik für Südwestdeutschland und die deutschsprachige Schweiz (Südwestdeutsche

Beiträge zur historischen Bauforschung. Sonderband). Esslingen 2022. <https://doi.org/10.11588/sbhbf.2023.1> (13.01.2025).

Fehring 1970

Fehring, Günter P.: Erpfingen. Kr. Reutlingen. Südwürttemberg, Wüstung im Gewann „Untere Wässere“. In: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13, 1970, Heft 3–4, S. 74–75.

Frommer/Harding 2008

Frommer, Sören/Harding, Sybill: Einblick in die Entwicklung einer ländlichen Siedlung im Mittelalter. Ausgrabungen in Holzgerlingen, Kreis Böblingen. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007. Stuttgart 2008, S. 184–188.

Giertz-Siebenlist 1978

Giertz-Siebenlist, Veronika: Dendrochronologische Datierung von Eichenhölzern aus der Grabung Sindelfingen / Obere Vorstadt. In: Scholkemann 1978, S. 181–183 und Abb. 43–45.

Gut 2018

Gut, Cecilie: Hochstudbauten im Aargau. Typologische Entwicklung vom 16. bis 19. Jh. In: Die Schweiz von 1350 bis 1850 im Spiegel archäologischer Quellen. Akten des Kolloquiums Bern 25.–26.1.2018, hrsg. v. Archäologie Schweiz u. Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit u.

- Schweizerischer Burgenverein. Basel 2018, S. 79–92.
- Lohrum 1988  
Lohrum, Burghard: Mittelalterliche Haus- und Dachkonstruktionen in Biberach an der Riß. In: Hausbau im Mittelalter 3 (Jahrbuch für Hausforschung, Sonderband). Bad Windsheim 1988, S. 363–417.
- Lohrum 1992  
Lohrum, Burghard: Bundseiten und Bezugachsenmittelpunkt im historischen Fachwerkbau – Zwei methodische Ansätze zur wissenschaftlichen Konstruktions-, Grundriß- und Nutzungsanalyse. In: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 1. Stuttgart/Warthausen 1992, S. 151–169.
- Marstaller 2005/2006  
Marstaller, Tilman: Bauhistorische Untersuchung Holzgerlingen, Tübinger Straße 47, 2005/2006 (Ortsakte LAD, Dienstsitz Esslingen).
- Marstaller 2013  
Marstaller, Tilman: Haus und Hof hinter Mauern. Historische Gebäude der Sindelfinger Altstadt. In: Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, hrsg. v. Horst Zecha. Sindelfingen 2013, S. 152–261.
- Marstaller 2017  
Marstaller, Tilman: Die Scheune des Klosterplans – Ein bauhistorisches 3D-Experiment. In: Karolingische Klosterstadt Meßkirch. Chronik 5, 2017, S. 16–25. <https://www.campus-galli.de/wissen/die-scheune-des-klosterplans/> (13.10.2025).
- Marstaller 2018a  
Marstaller, Tilman: Vom architektonischen *Monstra* zum schönen gebrochenen Dach. Der Wandel der Tübinger Altstadt im Spiegel ihrer mittelalterlichen und neuzeitlichen Bauwerke. In: Tübingen. Aus der Geschichte von Stadt und Universität (*landeskundig* – Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte 4), hrsg. v. Sigrid Hirbodian u. Tjark Wegner. Ostfildern 2018, S. 81–156.
- Marstaller 2018b  
Marstaller, Tilman: Plattenhardtter Bauten vor 1800 als Zeugen der Kultur- und Waldlandschaft. In: Nikolaus Back: Plattenhardt – eine Ortsgeschichte (Filderstädtler Schriftenreihe 24). Filderstadt 2018, S. 128–156.
- Meyerdirks/Münster 2018  
Meyerdirks, Uwe/Münster, Karl-Heinz: Hochmittelalterliche Eisenverhüttung im Lachental, Gde. Weil Im Schönbuch, Kreis Böblingen. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001, 2002, S. 250–252.
- Schedl 2014  
Schedl, Barbara: Der Plan von St. Gallen. Ein Modell europäischer Klosterkultur. Wien/Köln/Weimar 2014.
- Schmitt 1993  
Schmitt, Günter: Zeughausgasse 4. Ein Biberacher Bürgerhaus von 1318. Biberach an der Riß 1993.
- Schneider et al. 1982  
Schneider, Jürg/Gutscher, Daniel/Etter, Hansueli/Hanser, Jürg: Der Münsterhof in Zürich. Bericht über die vom städtischen Büro für Archäologie durchgeführten Stadt kernforschungen 1977/78 (Schweizer Beiträge zur Kulturge schichte und Archäologie des Mittelalters 9). Zürich 1982.
- Scholkmann 1978  
Scholkmann, Barbara: Sindelfingen, Obere Vorstadt, Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 3). Stuttgart 1978.
- Uhl 2001  
Uhl, Stefan: Zwei neu entdeckte spätmittelalterliche Firstständerbauten – Gärtringen, Kirchstraße 20 und Gomadingen-Dapfen, Oberdorfstraße 48. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 30, 2001, Heft 3, S. 139–144.
- Untermann 2006  
Untermann, Matthias: Architektur im frühen Mittelalter. Darmstadt 2006.
- Zettler 1988  
Zettler, Alfons: Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Sigmaringen 1988.
- Zimmermann 1998  
Zimmermann, W. Hajo: Pfosten, Ständer und Schwelle und der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau – eine Studie zu Innovation und Beharrung im Hausbau. In: Probleme der Küsteforschung im südlichen Nordseegebiet 25, 1998, S. 9–241.

## Abbildungsnachweis

- Abb. 1–3, 5–7, 8 unten, 9a, 11, 12 oben, 13–15, 18, 19:  
Tilmann Marstaller
- Abb. 4: Burghard Lohrum (Skizze) und Tilmann Marstaller (Ergänzungen)
- Abb. 8 oben: Olaf Goldstein
- Abb. 9 unten: Bedal 1993, S. 59 (Vorlage), Bearbeitung Tilmann Marstaller
- Abb. 10 links: Bedal 1993, S. 58, Bearbeitung Tilmann Marstaller
- Abb. 12 unten: Ausschnitt aus Digitalisat: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/1092>
- Abb. 16: M. Hoffmann, Beinwil am See (CH), aus Gut 2018, S. 81 (Vorlage) und Tilmann Marstaller (Überarbeitung)
- Abb. 17: Lohrum 1988, S. 365

## Anmerkungen

- 1 Marstaller 2013, S. 188–194.
- 2 Bedal 2018, S. 94.
- 3 Uhl 2001. Bedal 2022, S. 388–390.
- 4 Marstaller 2005/2006. Siehe auch Bedal 2018, S. 94; Bedal 2022, S. 308f.
- 5 Scholkmann 1978, S. 50 und Abb. 5. Dazu auch Marstaller 2013, S. 180–187.
- 6 Giertz-Siebenlist 1978. Die Wachstumsdaten und der Hinweis „SG“ für „Splintgrenze“ der beprobt Eiche FN 1260 ist in der textlichen Auswertung nicht näher ausgeführt und somit nur dem Balkendiagramm in Abb. 44 zu entnehmen.
- 7 Aus heutiger Sicht ist der Vorgang zwar praktisch unvorstellbar, dass über Jahrhunderte hinweg Stück für Stück umgebaut wurde und letztlich nur noch Gerüstfragmente *in situ* übrigblieben. Dass es sich bei dem Gebäude Hintere Gasse 8 jedoch keineswegs um einen Einzelbefund dieser Art handelt, zeigen die Sindelfinger Bauten Kurze Gasse 4 [Kernbaureste von 1413/1414 (d), heute jedoch praktisch ein Neubau des 18. Jahrhunderts] und Kurze Gasse 8 [Kernbaureste der Zeit um 1396–1410 (d), weitgehender Neubau um 1717 (i)].
- 8 Diese Beobachtung gilt nicht nur für Sindelfingen: Entsprechende Verhältnisse finden wir auch in anderen (württembergischen) Städten vor wie etwa in Urach, wo der derzeit älteste bekannte Holzgerüstbau auf 1400/01 (d) datiert. Gleiches gilt für Nürtingen mit dem ältesten bekannten Holzgerüstbau von (1394/95 (d), ja selbst für Tübingen, wo die bislang ältesten datierten Holzgerüstbauten auch nur geringfügig weiter zurückreichen und auf 1361/62 (d) datieren.
- 9 Aufgrund der reichhaltigen Tätigkeit als Grabungsmitarbeiter beispielsweise an der archäologischen Untersuchung der Wüstung Vöhingen bei Schwieberdingen kennt der Verfasser aus eigener Anschauung die Schwierigkeit, in einer Humusauflage humose Verfüllungen von Gruben zu erkennen. Nur erfahrene Archäologinnen und Archäologen, die genau wissen, worauf sie achten müssen, sind überhaupt in der Lage, entsprechende Befunde mit humoser Verfüllung innerhalb einer Humusauflage zu identifizieren. Und Zeitdruck ist dabei nicht gerade ein Hilfsmittel zur Qualitätsverbesserung!
- 10 Scholkmann 1978, S. 16.
- 11 Zettler 1988, S. 164 f., 191 f. Bei der Datierungsangabe, die so reizvoll nahe an der legendären Gründung des Klosters Mittelzell durch Pirmin 724 liegt, wird gerne der Terminus *post quem* wegen dem fehlenden Splint unterschlagen. Die relativ engringigen Eichen können also durchaus einige Jahre bzw. Jahrzehnte nach 724 gefällt worden sein.
- 12 Marstaller 2018a, S. 96.
- 13 Meyerdirks/Münster 2018.
- 14 Clausnitzer 1990, S. 79.
- 15 Zimmermann 1998, S. 60–62.
- 16 Bedal et al. 2019, S. 314–318.
- 17 Eißing et al. 2022, S. 36, Abb. 44.
- 18 Die Unterscheidung in „längs-“ und „querseitig“ erscheint hier erforderlich, da die Orientierung bei Dachwerken mit beidseitigem Vollwalm und gerade bei einständrigen Hochfirstgerüsten nur noch anhand der Ausrichtung des Firsträhms definiert werden kann.
- 19 Schneider et al. 1982, S. 75–86.
- 20 Untermann 2006, S. 134–136.
- 21 Ebd., S. 136.
- 22 Schedl 2018, S. 65f., 195.
- 23 Untermann 2006, S. 135.
- 24 Marstaller 2017.
- 25 Es erscheint in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, dass die abstrahierende Darstellungsweise von Bundachsensystemen im Holzgerüstbau, wie sie Burghard Lohrum in den 1980er-Jahren entwickelt hat, abgesehen von der Frage nach der Bundseitigkeit durchaus an die Liniengrundrisse im St. Galler Klosterplan erinnert. Eine zufällige Analogie oder ein gleichartiger Lösungsansatz zur schematischen Darstellungsweise eines Hausgrundrisses? Vgl. dazu: Lohrum 1992.
- 26 Es soll hier nicht verschwiegen werden, dass der am Campus Galli ausgeführte Bau gegenüber der Ursprungsidee aufgrund der statischen Anforderungen des 21. Jahrhunderts teils erheblich modifiziert wurde. Die Grundzüge der hier dargelegten Gedankengänge sind dennoch erkennbar geblieben.
- 27 Wer weiß: Vielleicht ist die formale Verwandtschaft zwischen dem Aufrichten eines Maibaums und dem Stellen der Pfosten ja gar nicht so zufällig und das Maibaumstellen, dessen Herkunft umstritten ist, war auch kein wirklich heidnischer Ritus. Vielleicht steht der Brauch symbolisch für den Beginn der Bauhandwerkssaison, die mit dem Aufrichten der Pfosten als Beginn der Baumaßnahmen eingeläutet wurde?
- 28 Die Isometrie des Hauses stammt von M. Hoffmann, Beinwil am See (CH). Vgl. Gut 2018, S. 81. Das Beispiel ist bewusst ausgewählt und als weitere kleine Spitze gegenüber den üblichen Auswertungen archäologischer Siedlungsgrabungen zu verstehen. Denn theoretisch lässt sich aus dem Befund einer einzelnen Pfostengrube mit o. g. Kriterien ein ganzes Haus rekonstruieren!
- 29 Schmitt 1993, S. 49.
- 30 Lohrum 1988, S. 365.
- 31 Erpfingen (Lkr. Reutlingen), Pfostenrest mit Zapfenlöchern für beidseits eingezapfte (Schwell-)Riegel., nach Hollstein von „668 +/-6“ (d). Siehe Fehring 1970.
- 32 Bedal et al. 2019, S. 390–394.
- 33 Frommer/Harding 2008.
- 34 Bedal 2022, S. 388–390.
- 35 Ebd., S. 34.
- 36 Ebd., S. 408 f.
- 37 Ebd., S. 86.
- 38 Marstaller 2018b, S. 142–146.
- 39 Bedal 2022, S. 177.
- 40 Die Eigentümerin des Gebäudes, die Stadt Mössingen, spielt hier offenkundig auf Zeit und begründet dies damit, dass in ein Gebäude, für das man keine künftige Nutzung sieht, auch kein Cent investiert werden soll. Der architektur- wie dorfgeschichtliche Wert des Gebäudes, das seit seiner Entdeckung zum historischen Ortsrundgang gehört, spielt für die Kommune, die erst vor 50 Jahren zur Stadt erhoben wurde, leider keine Rolle. Siehe dazu auch die Beiträge von Burghard Lohrum und Gerd Schäfer in diesem Band.